

altypische und öffentlich transportierte Vorstellungen von Staatlichkeit und Gesellschaft zurückgehen. Wenn umfassende Sicherheit versprochen wird, ist jeder Bruch eines solchen Versprechens ein Skandal. Wenn keinerlei diesbezügliche Erwartung besteht, ist jede ruhige Periode ein Genuss.

Andererseits ist der Umgang mit Prekarität als existenzieller Unsicherheit ein grundlegend anderer. Die Behandlung von Prekarität im Südsudan ist unromantisch und hart, aber sie führt zu fundamentalen ethischen Herausforderungen, die sich schematischen Antworten entziehen. »Angst vor Covid-19?«, fragt eine südsudanesische Freundin rhetorisch. »Wenn Gott will, dass wir sterben, sterben wir. Also brauche ich mir keine großen Gedanken zu machen.« Und sie ist eine der wenigen, die demonstrativ eine Mund-Nasen-Bedeckung mit sich führen, nicht zuletzt aufgrund ihrer zweifellos gehobenen politischen Ambitionen. Doch selbst diese schnell eingelernte Symbolik kann den erlernten Umgang mit Risiko nicht konterkarieren.

Ist es Fatalismus oder Resilienz? Wahrscheinlich beides. Mit der Erwartungshaltung an ein staatliches Gemeinwesen, vollkommenen Schutz vor jeder Unbill zu gewährleisten, wie den Wirkungen von Anschlägen und Pandemien, lässt sich weder individuelle noch kollektive Resilienz aufbauen. Es ist paradoxerweise gerade die vollkommene Erwartungslosigkeit gegenüber dem südsudanesischen Staat, die soziale und politische Prozesse in diesem Kontext so lehrreich macht, gerade im internationalen Vergleich.

Die Unordnung der Fragmente

Die meisten Analysen und Berichte, die dem Südsudan gewidmet sind, leiden unter demselben Problem: sie verstehen den Kontext mitunter viel zu gut. Und sie sehen diesen Kontext als eine einheitliche Größe, ganz so, als handle es sich beim Südsudan um einen von 193 gleichwertigen Staaten, ebenso wie Dänemark, Australien, oder Somalia. Und in gewisser Weise ist diese Sichtweise korrekt. Da ist ein Unabhängigkeitstag, eine Flagge, ein Pass, eine Hymne. Da ist der Versuch der Konstruktion einer einheitlichen Geschichte. Elemente, die alle 193 Staaten dieser Welt einen, und einige mehr, die diesen Status gern erhalten würden. Doch auch das prototypische Dänemark wäre in einer solchen formalen Geschichte ohne seine Einbettung in den regionalen Kontext, ohne ein Einlassen auf seine Vielfältigkeit, ohne das Verständnis seiner spezifischen Geworfenheit in einen globalisierten internationalen Raum nicht zu begreifen.

Es war nicht zufällig die Forschung zu Risiko und zu den Veränderungen von Risiko und dessen Bedeutung in modernen und nachmodernen Gesellschaften, die das einem solchen Zugang inhärente Problem des methodologischen Nationalismus thematisierte.

»Lange Zeit unterstellte die Gesellschaftstheorie als ihre Untersuchungseinheit den Nationalstaat; die Begriffe ›Gesellschaft‹ und ›Kultur‹ bezogen sich unreflektiert auf das, was man als abgegrenzte, unabhängige und relativ homogene Einheiten wahrnahm, die sich durch nationale Grenzen, Institutionen und Gesetze konstituierten. Dementsprechend ging das theoretische Nachdenken von der unhinterfragten Annahme aus, dass sich Nation, Territorium, Gesellschaft und Kultur nahtlos ineinander fügen.« (Beck und Grande, 2010: 189)

Es ist die Annahme des Ineinanderfügens, die Annahme einer Einheitlichkeit eines Nationalstaates, die implizit, in einigen Fällen sogar ausdrücklich, viele der Analysen zum Südsudan oder anderer sogenannter »fragiler Staaten« prägt. Doch die Kritik Becks und Grandes an der analytischen Fehlannahme des Nationalstaates als außerordentlicher, übergeordneter, fixierter und unveränderlicher Kategorie ist stichhaltig. Diese Kritik trifft im Südsudan auf spezielle Bedingungen. Im jüngsten Staat der Welt wird Nation-Building nach wie vor als ein zentraler Hebel auf dem Weg zur Errichtung eines friedlichen, demokratischen Staatswesens verstanden.

Viele Analysen sind daher durch einen spürbaren pädagogischen Impetus geprägt. Sie konstruieren den Südsudan als eine einheitliche Größe. Zuweilen ergehen sie sich sogar in dem Versuch, ihn mit einer Nationalgeschichte auszustatten und auf diese Weise greifbar zu machen, nicht zuletzt für Südsudanes:innen selbst (vgl. etwa Breidlid et al., 2014; Johnson, 2016b). Das großartige Projekt eines Nationalarchivs, betrieben vom *Rift Valley Institute* in Juba und finanziert von einer Reihe internationaler Partner, sieht sich als wesentlicher Beitrag der Konstruktion eines Gefühls der nationalen Zugehörigkeit in einer Region, die nie einen klassischen Prozess der Durchstaatlichung erfahren hat. Auch die vorliegende Monografie führt Südsudan im Titel und ist im Erscheinungsdatum sogar mit dem zehnten Jahrestag der staatlichen Unabhängigkeit getaktet.

Dennoch ist der Anspruch ein anderer. Es ist eine dem methodologischen Nationalismus inhärente Schwäche, dass er zu Geschichten des Scheiterns neigt. Fallen die von Beck und Grande aufgezählten Elemente – Nation, Territorium, Gesellschaft und Kultur – nicht kongruent zusammen wie

von den impliziten Grundannahmen des methodologischen Nationalismus postuliert, konstituiert sich ein strukturelles Problem. Diskrepanzen, Disruptionen, Dissonanzen sind in Geschichten der Einheitlichkeit nicht erwünscht. Sie gelten als dysfunktional und der teleologisch vorgegebenen Entwicklung der Einheitlichkeit abträglich. Südsudan wird zumeist in einer solchen Form erzählt, als eine dissonante Geschichte einer Staatswerdung, die justament nach Erlangung der formalen Unabhängigkeit auseinanderbricht. Policy-Analysen lieben diese Storyline, denn sie beruhen auf einer im Kontrast zum analysierten Chaos konstruierten Synchronität und Linearität.

Es sind zwei spezifische Missgriffe, die diese einheitliche Erzählung der Dysfunktionalität mit sich bringt. Erstens ist sie falsch. Ein ganzer Literaturstrang, eingeleitet durch den einflussreichen Band »Africa Works« von Patrick Chabal und Jean-Pascal Daloz (1999), hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Unordnung und Sedimentierung politischer Systeme auf ihre Funktionalität hin zu analysieren. »The rise and fall of the post-colonial patrimonial system has contributed to the sedimentation of a political (dis)order, of which the dominant characteristic is that it is informal and personalized.« (Ebd.: 1) Geschichten des Nicht-Funktionierens, in entwicklungspolitischem Duktus oftmals übersetzt als »schwache Institutionen«, die durch »institution building« oder »capacity building« gestärkt werden sollten, ignorieren den oft formidablen Charakter informeller Institutionalisierung politischen und sozialen Handelns (für das Konfliktsystem in den Kivu-Provinzen in DRC siehe etwa Verweijen, 2016). Und somit die inhärente Funktionalität des Systems.

Zweitens verführt eine solche Erzählung zur performativen Wahrnehmung des Ausgangspunktes, dem Staat als übergeordneter Instanz der Organisation einer national gesetzten Gesellschaft. Ohne der späteren Diskussion vorgreifen zu wollen sei an dieser Stelle gesagt, dass dieses Bild grundsätzlich in Zweifel gezogen werden muss. Der Nationalstaat löst wenig und zerstört viel. Und auch die Idee von Gesellschaft ist alles andere als ein integratives Modell zur Interpretation des Sozialen. Das zeigt sich etwa an jüngeren, zutiefst unglücklichen Wortschöpfungen wie »Mehrheitsgesellschaft« oder »Parallelgesellschaft«. Derartige Kreationen zielen auf nichts anderes ab als auf den gezielten Ausschluss von Menschen aus einem anhand eines irrealen Idealbildes konstruierten Ganzen.

Natürlich gibt es davon abweichende Vorstellungen von Nation, gerade im afrikanischen Kontext. Das südafrikanische Konzept der »Rainbow Nation« ist das wohl bekannteste Beispiel. Auch wenn es das Rainbow-Nation-Narrativ, zumindest bislang, nicht geschafft hat, das Problem des Rassismus

nachhaltig zu lösen (Walker, 2005), hat es doch eine wesentliche Verschiebung in der Erzählung und Wahrnehmung von Nation ausgelöst: die Abkehr vom Modell einer einheitlichen Geschichte und einer nationalstaatlichen Realität hin zur Pluralität unterschiedlicher Lebenswelten. Die Nation als Gebilde wandelt sich zur Nation als Kontext.

Wenn das vorliegende Buch von und über den Südsudan spricht, greift es diese Idee auf. Es geht nicht um eine einheitliche Lebenswelt, die ein solcher Nationalstaat produzieren würde. Dazu ist der südsudanesische Staat, wie letztlich kaum ein Staat auf der Welt, nicht in der Lage. Vielmehr ist »Südsudan« als Überbegriff für eine Diversität an Kontexten zu verstehen, die sich alle mit dem Label verbinden lassen. Südsudan wird so gewissermaßen zu einem Nicht-Ort, oder zu Orten im bewussten Plural. Obwohl territorial mehr oder minder klar begrenzt – die Grenzziehungen sind, insbesondere gegenüber dem Sudan und Äthiopien, nicht an allen Stellen unumstritten und geklärt – gibt es doch kaum eine verallgemeinerbare südsudanesische Lebensrealität, die alle Staatsbürger:innen einen würde. Südsudan ist eine Größe, die sowohl Südsudanes:innen als auch internationalen Beobachter:innen überaus unterschiedlich gegenübertritt und dementsprechend unterschiedlich zurückstrahlt. Das in diesem Buch verfolgte Argument interpretiert diesen fragmentarischen Charakter nicht als Schwäche, sondern als Stärke. Anstelle einer einheitlichen Erzählung der Dysfunktionalität fokussiert der Band auf fragmentarische Erzählungen der Funktionalität.

Der titelgebende Begriff der Konfliktlandschaften fängt diese Sichtweise ein. Er bezieht sich auf den Vorschlag von Arjun Appadurai, die Ungleichzeitigkeit und Irregularität einer globalisierten Welt mithilfe der Landschaftsmetapher zu begreifen. Sein Ausgangspunkt ist der disjunktive Charakter der globalen Moderne, die in einem beispiellosen Ausmaß gleichzeitig verbindend wie trennend wirkt. Wir erfahren eine

»complex, overlapping, disjunctive order that cannot any longer be understood in terms of existing center-periphery models [...] or] simple models of push and pull (in terms of migration theory), or of surpluses and deficits (as in traditional models of balance of trade), or of consumers and producers (as in most neo-Marxist theories of development)« (Appadurai, 1996: 32).

Die Landschaftsmetapher setzt am Ineinandergreifen der unterschiedlichen politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Dimensionen an, die diese Ordnung gleichzeitig ineinander ziehen und auseinander treiben oder oftmals überhaupt erst verbinden und ermöglichen. Konfliktlandschaft ist

in diesem Zusammenhang als die bestmögliche deutsche Entsprechung des Begriffes der »conflictscape« zu verstehen, der sich direkt aus Appadurais Konzept ableitet (Pospisil, 2020). »The suffix *-scape* allows us to point to the fluid, irregular shapes of these landscapes.« (Appadurai, 1996: 33)

Fluid, irregulär und fragmentarisch, ineinander verwoben und doch in ihrem eigenen, spezifischen Charakter einzigartig, sind Konfliktlandschaften ein konzeptioneller Ansatz, der grundsätzlich jedem Kontext zugänglich ist. Er erweitert Appadurais ethnografisch-soziologische Sichtweise um das Element des eigentlich institutionalisierten Feldes der Politik und der politischen Auseinandersetzung. Keinesfalls beschränkt sich der Begriff auf Gewaltkonflikte. Vielmehr schließt er, wie es Mary Kaldor in einer Diskussion um den Begriffsgehalt treffend bemerkt hat, Friedenslandschaften unabdingbar mit ein. Wenn sich das vorliegende Buch also der Konfliktlandschaften des Südsudan annimmt, geht es also keineswegs nur um Krieg und Gewalt. Es geht um eine Annäherung an einen vielschichtigen Kontext, in den unterschiedliche soziale Konfigurationen zusammengeworfen sind, ähnlich den vielschichtigen Bildern einer Landschaft und den diversen Formationen, die sie im Austausch mit Klima, Jahreszeiten, Wetter und humanen wie nichthumanen Einwirkungen annimmt.

Die Möglichkeiten, Konfliktlandschaften zu beschreiben, sind endlos. Von einer zeitlich, territorial, oder hinsichtlich der Dimension abgegrenzten Darstellung nehme ich Abstand. Zu viel der Wechselwirkungen würde angesichts dieser scheinbaren Ordnung verloren gehen. Die gewählte Vorgangsweise fokussiert daher auf den Charakter, den Inhalt, die besondere Gestalt dieser Konfliktlandschaften, jene Aspekte, die sie in Dynamik bringen und halten: Logiken und Felder.

Die Methodologie des Fragments

Eine umfassende analytische Beschreibung solcher Konstellationen ist ein hoffnungsloses Unterfangen. Es würde auf der Notwendigkeit von Typologisierungen und Kategorisierungen beruhen, welche wiederum ein konsistentes Ganzes als Referenzpunkt benötigen, um greifbar zu bleiben. Es ist daher unvermeidlich, eine solche Herangehensweise zu verwerfen. Die Formulierung einer Alternative ist jedoch um einiges schwieriger. »How does one write a book about the inability to understand without occasionally committing the same misdeed?« (Najslava, 2021: 11)